Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 30 (2004)

Heft: 1

Artikel: Was ist normal in einer individualisierten Gesellschaft?

Autor: Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-815176

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was ist normal in einer individualisierten Gesellschaft?

Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny †*

«... was soll ich mit einem Samenkorn anfangen, wenn es nicht nach dem Baume strebt? Und was soll ich mit einem Flusse anfangen, wenn er nicht nach dem Meere strebt? Und mit einem Lächeln, Herr, wenn es nicht nach der Liebe strebt?» (Antoine de Saint-Exupéry)

1 Einleitung: Kollektive versus individuelle Erwartungen

Und was sollen wir mit einem Menschen anfangen, wenn er nicht nach Erfüllung unserer normativ begründeten Erwartungen strebt? So könnten wir mit Saint-Exupéry weiter fragen. Aber was sollen wir anfangen, wenn Erwartungen *individualisiert* sind, weil nicht mehr *sozial* gestützt und letztlich jede und jeder *für sich* entscheiden muss, wohin zu streben sei.

Damit wären wir mitten in unserem Thema und vielleicht sogar schon an dessen Ende angelangt, an dem ich mehr Fragen als Lösungen anzubieten habe.

So schnell will ich allerdings nicht zum Ende kommen, denn das würden Sie ohne Zweifel nicht als «normal» empfinden. Ich hätte damit eklatant gegen die *Norm* verstossen, nach der ein akademischer Vortrag 45 Minuten zu dauern habe.

Dieser Norm will ich selbstverständlich entsprechen. Damit ist auch der Begriff genannt, den es zunächst zu explizieren gilt.

Dem Thema entsprechend wird eine sozio-kulturelle Entwicklung analysiert: der Prozess der Individualisierung, den ich wegen seiner vielfältigen Konsequenzen für den wichtigsten unserer Zeit halte. Denn mit dem Fortschreiten dieses Prozesses ist – wie wir sehen werden die Existenz eines bestimmten Typus von Gesellschaft selbst zur Disposition gestellt, womit sich in extremis auch die Frage danach, was «normal» ist, nicht mehr stellen würde.

Da allerdings der Prozess der Individualisierung – wie andere gesellschaftliche Entwicklungen auch – nicht notwendigerweise linear oder gar teleologisch verläuft, werde ich zum Schluss wohl doch nicht umhin kommen, zumindest den Versuch zu unternehmen, auf die im Titel von mir unpoetisch gestellte und von Saint-Exupéry in wunderschöne Metaphern gekleidete Frage eine Antwort zu finden.

* Em. Prof. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, Soziologisches Institut der Universität Zürich, Rämistrasse 69, 8001 Zürich. Hoffmann-Nowotny starb am 16. März 2004.

2 Zum Begriff der «Norm» in der Soziologie und der Psychiatrie

Von der Soziologie kann man – wie von anderen Geisteswissenschaften auch – nicht unbedingt sagen, ihre Begriffe erfreuten sich einer Kommunikation erleichternden Einhelligkeit ihrer Definitionen. Für den Begriff «Norm» (lat. norma: Mass, Richtschnur, Regel, Vorschrift) gilt dies allerdings weniger. Er gehört zu den wenigen Konzepten, über die in der Soziologie – auch über eine längere Zeit gesehen – keine nennenswerten definitorischen Kontroversen ausgetragen wurden. So heisst es im von meinem Lehrer René König herausgegebenen Fischer Lexikon «Soziologie» von 1958: «Unter Normen werden die mehr oder weniger verbindlichen Erwartungen verstanden, welche die Gruppe von ihren Mitgliedern unter bestimmten Umständen hegt» (42). Und in den gerade erschienenen «Grundbegriffen der Soziologie» (Schäfers 2003) wird «Norm» als mehr oder weniger verbindliche, allgemein geltende Vorschrift für menschliches Handeln» (255) definiert. Die soziale Norm hat mit Definitions- und Sanktionsmacht ausgestattete Normsender und Normempfänger, bei denen abweichendes Verhalten sanktioniert wird.

Wenig bestritten ist auch, dass Normen durch *Werte* legitimiert werden und Spezifikationen von Werten – gleichsam deren «Ausführungsbestimmungen» – darstellen, dass sie z. B. subkulturell und nach anderen gesellschaftlichen Gliederungen differieren können usw., dass sie aber jedenfalls als (anthropologische?) Voraussetzung sozialen Handelns immer auch an soziale Kollektive gebunden sind.

Im Zusammenhang unseres Themas ist insbesondere *eine* der verschiedenen Funktionen von Normen von Bedeutung, nämlich ihre Funktion als «Bezugspunkt für die Bestimmung konformen Verhaltens ... einerseits und abweichenden Verhaltens ... andererseits» (255). Abweichendes Verhalten wird sanktioniert, wobei die Sanktionen – als Element sozialer Kontrolle – von einem milden Lächeln über einen Abweichler bis zu dessen physischer Eliminierung reichen können. In einer integrierten Gesellschaft – die dadurch geradezu definiert werden kann – ist jedes Mitglied Sanktionssubjekt, übt soziale Kontrolle und gegebenenfalls jene Sanktionen aus, die nicht explizit bestimmten gesellschaftlichen Institutionen (z. B. Polizei und Gerichten) vorbehalten sind. Soziale Normen, die nicht mehr über den Sanktionsmechanismus durchgesetzt werden (können), verlieren ihre Wirkung.

Soziokultureller Wandel, der als *Individualisierungsprozess* im Zentrum dieses Beitrags steht, ist meines Ermessens die gewichtigste Ursache für den Abbau sozialer Normen. Machtverlust von Institutionen oder oft als «Toleranz» oder «politische Korrektheit» moralisch getarnte Gleichgültigkeit von individuellen Sanktionssubjekten mögen weitere Ursachen sein.

Die organizistische Richtung der Soziologie hat den Normverlust einer Gesellschaft als «pathologischen» sozialen Zustand angesehen. Medizinische Terminologie (derer sich im deutschen Sprachraum insbesondere Albert Schäffle, 1896, exzessiv bediente) ist zwar weitestgehend aus der Soziologie verschwunden; den in soziologischer oder demographischer Sprache auf der Grundlage harter Empirie formulierten Gesellschaftsbeschreibungen (u. a. Heitmeyer, 1997; Schmid, 1982; Hoffmann-Nowotny, 1984) tut man aber sicher keine terminologische Gewalt an, wenn man sie als Beschreibung einer «kranken» (soziologisch gesprochen: «desintegrierten») Gesellschaft liest. Das gibt aber trotzdem noch keine Antwort auf die Frage, was «normal» ist. Es würde ja leicht erkennbar sinnlos sein, den Durchschnitt z. B. eines Integrationsmasses von 191 Staaten zu berechnen. Da man sicher nicht fehl geht in der Annahme, nahezu alle Gesellschaften seien hochgradig desintegriert, wäre das paradoxe Ergebnis einer solchen Operation, dass Desintegration «normal» ist.

Eine *wissenschaftlich begründete* Antwort auf die Normalitätsfrage darf deshalb von der Soziologie nicht erwartet werden. Anders sähe es dagegen aus, wenn sie der Versuchung anheim fiele, so genannte «Orientierungswissenschaft» sein zu wollen.

Es hat den Anschein – ich formuliere vorsichtig –, als habe die Medizin mit dem Normalitätskonzept weniger Probleme als die Soziologie. Physiologische Parameter (wie z. B. der Blutdruck) lassen sich exakt messen, altersspezifische Durchschnitte können berechnet, obere und untere Grenzwerte definiert werden; «abnorm» ist, was ausserhalb dieser Grenzwerte liegt.

Hier steht natürlich nicht zur Diskussion, ob ein bestimmter Blutdruck noch als normal gelten kann, sondern es interessieren menschliche Verhaltensweisen, angesichts derer es ungleich schwieriger ist zu definieren, wann «normales» oder «abnormes» Verhalten – also eine psychische Erkrankung – vorliegt; und das heisst auch, ob und gegebenenfalls welche Sanktionen, sprich: Massnahmen, zu ergreifen sind. Jedenfalls haben Psychopathologie und Soziologie einiges gemeinsam. Und so hat es mich schliesslich nicht verwundert, aber doch beeindruckt zu sehen, wie umfänglich – und streckenweise fast emphatisch – Christian Scharfetter in seiner «Allgemeinen Psychopathologie» (2002) die Funktionalität sozialer Normen, und insgesamt die Bedeutung soziokultureller Zusammenhänge hervorhebt. «Normen bringen dem Individuum Schutz, Sicherheit, Geborgenheit, der Sozietät Struktur, Rahmen, Ausrichtung, Grenzen, Richtlinien für Verhalten, Benehmen, Werte. Eigenes und fremdes Verhalten ist reglementiert, vorgegeben, damit berechenbar, einschätzbar, vorhersehbar. Das eigene Verhalten ist im sozialen Kontext eingebettet, ist kommunikabel, wird verstanden und akzeptiert. Normen ersparen, jedesmal eine neue Anpassungsleistung zu erbringen.» Normen und Normsysteme (Institutionen) haben also, wie Arnold Gehlen es nennt, eine «Entlastungsfunktion». Damit ist aber gleichzeitig gesagt, dass Anomie, eine Situation,

in der allgemein anerkannte soziale Normen fehlen, eine hohe psychische Belastung mit sich bringen kann. Emile Durkheim ([1893] 1902) hat nicht ohne Grund vom «anomischen Selbstmord» gesprochen.

So eindrücklich Scharfetter die Funktionalität und Bedeutung sozialer Normen betont, so schwierig ist es anscheinend (offenbar nicht sehr viel anders als in der Soziologie), soziales Verhalten an *sozialen* Normen zu messen und eine bestimmte Abweichung als *pathologisch* zu etikettieren.

Der in der Psychiatrie am häufigsten gemeinte Normbegriff, nämlich die «Durchschnittsnorm», erlaubt als Globalaussage vielleicht interessante Vergleiche zwischen allen sinnvoll definierbaren sozialen Gruppen und Aggregaten. Krankheitsbilder werden sicherer und einheitlicher, wenn sich zeigt, dass bestimmte Erlebnis- und Verhaltensweisen, die man als «pathologisch» bezeichnen kann, universell verbreitet und also nicht Konstrukt einer bestimmten sozialen Struktur und Kultur sind.

Wenn allerdings für den Kliniker – wie Scharfetter meint – letztlich die *Individualnorm* (ein eigenartiger Begriff) wichtig ist, dann ist damit (überraschenderweise, nach den bisher zitierten An- und Einsichten) der *sozialen Norm* der Abschied gegeben. Die Individualnorm ergibt sich gleichsam aus der Frage: «Weicht das zur Untersuchung führende, vom Klienten selbst oder von seiner Umgebung berichtete Erleben und Verhalten von seiner sonstigen Wesensart ab, fällt es aus dem Duktus seines Lebens heraus?»

Ob eine psychiatrische Behandlung oder Massnahme nötig ist oder erzwungen werden muss, ist also nicht generell durch die diagnostizierten Symptome bestimmt, sondern sie ist nur dann angezeigt, wenn diese Symptome als *Abweichung* von einem ansonsten im Sinne der Individualnorm als «normal» empfundenen Zustand auftreten. So bleibt, auch wenn dieser Sachverhalt – jedenfalls für den Laien – gewöhnungsbedürftig ist, vom Grundbegriff der Norm erhalten, dass Sanktionen bei Abweichungen einsetzen. Dass bei einer solchen Betrachtung Konflikte zwischen sozialen und Individualnormen angelegt sind, übersieht Scharfetter allerdings. Im Alltagsdeutsch gesagt ist danach nicht «verrückt», wer immer schon verrückt war («normal» nach seiner Individualnorm, aber «abweichend» von einer Sozialnorm), sondern wer damit von seinem gewöhnlichen alltäglichen Verhalten abweicht (und somit von seiner Individualnorm und der ihr in diesem Fall entsprechenden Sozialnorm). Durch das Psychiatriesystem würde nach dieser Auffassung also nur der Doppelabweichler sanktioniert, während das Sozialsystem für diese Unterscheidung wohl eher ausnahmsweise Verständnis aufbringen dürfte. Konflikte sind also vorprogrammiert, wenn das Sozialsystem mit Bezug auf soziale Normen eine Abweichung feststellt, für welche die Psychiatrie zuständig sein sollte, während das Psychiatriesystem mit Bezug auf Individualnormen keine Abweichung zu sehen vermag.

Die *Individualnorm* soll also entscheidend sein für die Bestimmung dessen, was aus der Sicht des Psychiaters «normal» und was «abnorm» ist und somit zu den letztlich einfachen Gleichungen führt: normal = gesund und abnorm = krank.

Das psychiatrische Konzept der *Individualnorm* ist soziologisch insofern faszinierend, als es *asozial* – im Sinne von gesellschaftslos – ist. Eine Person ist Normsender – sie sendet eine von ihr für sich geschaffene Norm – und gleichzeitig Normempfänger, ist also Normsubjekt und Normobjekt in einem. Konsequenterweise muss die Person bei wiederum von ihr selbst konstatierten Abweichungen Sanktionen definieren und gegen sich verhängen. Sollte sie sich nicht in der Lage sehen, die von ihr definierten Sanktionsmassnahmen zu ergreifen, so könnte sie sich an psychiatrische Einrichtungen wenden, sofern sie diese als dafür geeignet ansieht. Zuvor hätten diese allenfalls zu prüfen, ob sie die Selbstdiagnose «Abweichung von der Individualnorm» bestätigen können.

Die hier skizzierte Person ist keine Karikatur, sondern das Individuum als Ergebnis eines sozialen, nicht eines individuellen Prozesses. Diesem Sachverhalt ist der Hauptteil meiner Ausführungen gewidmet.

3 Der Individualisierungsprozess: Ursachen und Konsequenzen

Wie wir im Vorhergehenden festgestellt haben, sind soziale Normen immer an eine Kollektivität gebunden, in der – mit Kant – die Bedingungen ihrer Möglichkeit beschlossen sind. Der mutmassliche Trend der Individualisierung ist nun aber gegenläufig zu den Bedingungen der Möglichkeit sozialer Normen, erzwingt also geradezu eine Auseinandersetzung mit der Titelfrage. Und die Frage nach der «Normalität» ist ja nicht nur für den hier interessierenden Bereich von Bedeutung, sondern für buchstäblich alle Bereiche sozialer Existenz.

Dass tatsächlich ein Prozess fortschreitender Individualisierung zu verzeichnen ist, wird heute kaum noch in Frage gestellt, und es gehört – so darf man sagen – inzwischen zum Standardwissen der Soziologie, dass ein «Individualisierungsschub» (Beck, 1983: 40 ff.; Hoffmann-Nowotny, 1980) die westlichen Gesellschaften in den letzten drei bis vier Jahrzehnten erfasst hat. Dafür gibt es in der Tat vielfältige Evidenz, die hier nicht erneut ausgebreitet werden muss.

Neu ist allerdings der *Prozess* der Individualisierung als solcher nicht: Der anscheinend unaufhaltsame «Aufstieg» des Individuums (Dumont, 1983) ist offenbar konstitutiv für das Abendland, gespeist aus jener einzigartigen Synergie, die sich aus dem griechischen, vornehmlich athenischen Erbe auf der einen und der durch Renaissance und Humanismus, durch die Reformation und die Aufklärung vielfach gebrochenen jüdisch-christlichen Tradition auf der anderen Seite speist. Nur vor diesem Hintergrund ist auch – nur am Rande vermerkt – die anscheinend unaufhaltsame kulturelle wie strukturelle *Verwestlichung* der Welt zu verstehen.

Die Bezeichnung *Globalisierung* verschleiert das Eigentliche dieses Prozesses, der eben in der anscheinend unaufhaltsamen weltweiten Diffusion der westlichen Ideologie des Individualismus besteht.

Der dagegen immer wieder artikulierte Protest aus Gesellschaften und Kulturen, in denen in allererster Linie (noch) das Kollektiv zählt, ist nur eine Bestätigung dieser Vermutung.

Vielleicht wäre es übertrieben zu sagen, Individualisierung sei ein klassisches Thema der Soziologie, obwohl sich die Klassiker der Disziplin Elias (1987), Weber ([1905] 1981), Durkheim ([1893] 1902), Tönnies ([1887] 1979) fast alle – mehr oder weniger – damit auseinander gesetzt haben (vgl. hierzu auch die sorgfältige Arbeit von Flavia Kippele (1998).

So unbestritten das Phänomen ist, so sehr und ohne historische Präzedenz erscheint hingegen die *Geschwindigkeit* seiner Ausbreitung in jüngerer Zeit: nur *scheinbar* paradox ist die Feststellung, Individuen seien inzwischen zu einer Massenerscheinung geworden, haben doch kulturkritische Arbeiten gerade als Folge des Aufkommens von «Massen» (Ortega y Gasset ([1930] 1956) ein *Verschwinden* des Individuums konstatiert.

Selbstverständlich hat die jüngere Soziologie sich auch auf den Ebenen der Theorie, der Forschungsstrategie und der Epistemologie mit dem Phänomen der Individualisierung beschäftigt, ohne dabei aber – so will mir scheinen – insbesondere in der Theorie das Niveau der genannten Klassiker zu erreichen.

Auf die individualisierte Gesellschaft reagiert hat die Soziologie *theoretisch* vornehmlich mit dem Interpretativen Paradigma (Weingarten, Sack Schenkein, 1976; Rock, 1979; Giddens, 1984), *forschungsstrategisch* mit der Biographieforschung (vgl. u. a. Kohli, 1978, 1986) sowie *epistemologisch* – bewusst oder unbewusst – mit dem methodologischen Individualismus (Heine, 1983; Keller, 1983; Esser, 1987). Ob Soziologie damit zum «Subjektivismus» (Buchmann und Gurny, 1984) tendiert oder dazu, sich auf Sozialpsychologie oder gar Psychologie zu reduzieren (Hummel und Opp, 1971; Eberlein und von Kondratowitz, 1977), die ihrerseits sogar ein «Zeitalter des Narzissmus» (Lasch, 1982; Psychoanalytisches Seminar, 1981; Ebsen und Eymann, 1985) diagnostiziert hatten, wird sich weisen.

Makrosoziologische Aspekte – wie wir sie bei den Klassikern noch finden – geraten dabei ins Hintertreffen, wenn auch nicht notwendigerweise, so aber doch oft faktisch. Wo dies nicht der Fall ist, folgt auf ihre Benennung und Beschreibung selten der Versuch, einen umfassenden und vor allen Dingen systematischen theoretischen Ansatz zu entwickeln, in dessen Rahmen Individualisierung als ein zentrales Phänomen der Moderne behandelt werden könnte. Diesen Mangel möchte ich mit einem eigenen theoretischen Ansatz zu beheben versuchen.

Es waren soziodemographische Daten, in denen ich eine deutliche Individualisierung von Lebensformen und -stilen erkannte, die mich Ende der siebziger Jahre zu einem ersten Versuch einer theoretischen *Erklärung* dieses Sachverhaltes

veranlassten (Hoffmann-Nowotny, 1980). Seither hat dieses Thema nicht aufgehört, mich empirisch wie theoretisch zu beschäftigen (Hoffmann-Nowotny, 1984, 1987, 1988).

Im Folgenden möchte ich nun im Detail nachweisen, dass Individualisierung als (sozio)logische Konsequenz eines bestimmten Typus gesamtgesellschaftlicher Entwicklung angesehen werden muss. Und das heisst also auch, dass *Individualisierung* – so paradox das klingen mag – kein *individuell,* sondern ein *kollektiv* bestimmtes Phänomen ist, abhängig von strukturellen und kulturellen Entwicklungen. Sie sind es schliesslich, die Anlass zu der Frage geben, was «normal» ist.

Bei dem Vorhaben, den Individualisierungsprozess als Konsequenz gesamtgesellschaftlicher Veränderungen in einen theoretischen Zusammenhang zu bringen – also zu erklären – soll ein Ansatz leitend sein, den ich als Struktur-Kultur-Paradigma bezeichne. Dieses Paradigma geht – sehr verkürzt – davon aus, dass mit den Konzepten *Struktur* und *Kultur* die zentralen sozietalen Dimensionen benannt sind. Es wird eine wechselseitige Abhängigkeit dieser Dimensionen voneinander angenommen und postuliert, dass zwischen den strukturellen Charakteristiken auf der einen und den kulturellen auf der anderen Seite ein enger Zusammenhang besteht, der tendenziell durch ein Spannungsverhältnis gekennzeichnet ist. Weiter wird vermutet, dass beide Dimensionen Eigendynamiken entwickeln können (zum Thema «Eigendynamik» vgl. auch: Mayntz und Nedelmann, 1987). Auf einen Satz gebracht: Die Dynamik des Sozialen wird durch die Interaktion von Struktur und Kultur einer Gesellschaft und den zwischen diesen Dimensionen existierenden Spannungen bestimmt.

Will man den Anfang und die jetzige Station des Weges, auf dem die Voraussetzungen der Beschleunigung des Individualisierungsprozesses zustande kamen, vereinfacht bezeichnen, so kann man dazu auf Tönnies' Begriffspaar «Gemeinschaft» und «Gesellschaft» zurückgreifen. Nur der Vereinfachung des Sprechens wegen (inhaltlich liegt mir Weber näher als Tönnies) sei es hier zur Bezeichnung eines Entwicklungsprozesses mit vielerlei Brüchen, Rückwendungen, Ungleichzeitigkeiten und Ungleichgewichten gewählt, der indes einer Richtung nicht entbehrt: von «Gemeinschaft» zu «Gesellschaft». Und «Gesellschaft» will ich mit Hilfe meines Ansatzes durch Rekurs auf einige ihrer als zentral angesehenen strukturellen und kulturellen Charakteristika und deren Wechselwirkung beschreiben, um daraus den Individualisierungsprozess und – wie gesagt – seine Beschleunigung als gleichsam notwendige Folge herzuleiten.

Die leitende These ist, dass 1) auf dem Wege in die Moderne ein struktureller Wandel stattgefunden hat, der eine Individualisierung möglich und zugleich notwendig gemacht hat und, dass 2) dem strukturellen Wandel ein kultureller Wandel entspricht, der den Prozess der Individualisierung ebenfalls gefördert und gleichzeitig legitimiert hat. Dieser These soll – dem skizzierten Modell folgend – im Weiteren systematisch nachgegangen werden.

Hinsichtlich der Subkategorie «Wandel» ist sicher eine Binsenwahrheit – aber eine wesentliche Wahrheit trotzdem – ausgesprochen, wenn man feststellt, dass im Verlaufe der jüngeren Zeit, «Gemeinschaft» – verstanden als sozietales System mit relativ stabiler und selbstverständlicher Struktur und Kultur, die sich nur langsam wandeln –, durch ein System – «Gesellschaft» – abgelöst wurde, dessen Entwicklung durch schnellen Wandel und eine partielle Auflösung struktureller Fixierungen und kultureller Bindungen gekennzeichnet ist. Der Wandel von Struktur und Kultur ist zudem eher ungleichgewichtig und erscheint – bei gleichzeitiger Betrachtung verschiedener sozietaler Ebenen – als asynchron.

Aus diesen Sachverhalten folgt mindestens dreierlei:

1. sind die für menschliches *Zusammenleben* unabdingbaren, aber nur noch ad hoc zu entwickelnden Normen von geringer Stabilität: muss die gesellschaftliche Situation als anomisch bezeichnet werden. Dies drängt
2. zu einer permanenten Suche nach handlungsleitenden und handlungsstabilisierenden Orientierungen, und
3. stehen die auf einer instabilen Kultur aufbauenden und deshalb nicht mehr hinreichend legitimierten Strukturen permanent zur Diskussion und individuellen Disposition.

Daraus ergibt sich eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für individuell verschiedene Orientierungs- und Strukturierungsmuster, zu denen auch Normalitätsvorstellungen gehören.

Zentral für die Entfaltung von «Gesellschaft» ist eine zunehmende *«Ausdifferenzierung»* (Luhmann) und eine damit einhergehende Zunahme der *Komplexität* der Struktur. Dem entspricht *kulturell* «Freiheit von der absoluten Autorität» (James S. Coleman) und damit eine Entwicklung zu einem weltanschaulichen *Pluralismus*, weil sich hohe Differenzierung und strukturelle Komplexität zwangsläufig der Unterordnung unter *ein* umfassendes Sinndeutungssystem – wie etwa Religionen – entziehen. Diese Entwicklung eröffnet Wahlmöglichkeiten hinsichtlich Weltanschauungen und Lebensformen. Damit geht – wiederum zwangsläufig – der Verlust kollektiv bindender Orientierungen einher: «le jugement individuel s'est émancipé du jugement collectif» (Durkheim 1902: 405). Weltanschauungen und Lebensformen werden immer vielfältiger, und im Extrem kann jede und jeder einzelne eine völlig individualisierte Philosophie (einschliesslich «Individualnormen») entwickeln. Allerdings ist das Selbst «als Sinnquelle wenig ergiebig» (Seligmann), weshalb Strukturierungs- und Orientierungsprobleme unvermeidlich sind. «Gemeinschaft» dagegen heisst geteilte, d. h. *überindividuelle* und damit *sozial gestützte* (allerdings auch oft erzwungene) gemeinsame Sinn- und Wirklichkeitsdeutung.

Hier ist allerdings festzuhalten, dass es keinen *sozialen* Zusammenhang ohne ein Mindestmass an Übereinstimmung, Ineinssetzung und Ähnlichkeit zwischen

denjenigen geben kann, die ihn bilden. Inzwischen setzt sich – dies sei nur am Rande vermerkt – auch im «progressiven» politischen Milieu die Einsicht durch, dass gerade multikulturelle (Einwanderungs-)Gesellschaften ohne «einen Kanon gemeinsam für verbindlich erachteter inhaltlicher Normvorstellungen» (Nunner-Winkler, 1997: 397) nicht auskommen.

Würden Wertpluralismus und damit verbundene De-Institutionalisierung die Grenze zum absoluten Individualismus überschreiten, so wäre «Gesellschaft» in Frage gestellt. Durkheim hoffte zwar, die neue (organische) Gesellschaft würde unter den Menschen ein System von Rechten und Pflichten schaffen, «qui les lient les uns aux autres d'une manière durable» (1902[2]: 403). Diese Hoffnung ist aber offensichtlich sehr zaghaft, denn er merkt weiter an, dass, wenn dies nicht gelänge, die Integration der Gesellschaft nur mangelhaft sei oder unmöglich werde.

Weiter haben in komplexen «Gesellschaften» Organisationen aller Art eine Vielfalt von Funktionen übernommen, die in gemeinschaftlich strukturierten sozialen Systemen insbesondere von der Familie und Verwandtschaft erfüllt wurden. Das heisst: in *gesellschaftlichen* Strukturen sind Menschen erheblich weniger als in *gemeinschaftlichen* auf *einzelne* andere oder Gemeinschaften angewiesen, um bestimmte Existenzvoraussetzungen erfüllt zu erhalten. Auch damit erhöhen sich zwar die Chancen für eine individualisierte, gleichzeitig aber vielleicht auch isolierte und anonymisierte Lebensform.

Im Gegensatz zum Sozialtypus «Gemeinschaft» ist «Gesellschaft» durch relativ offene Strukturen gekennzeichnet, was die Chance der Mobilität impliziert: Soziale Positionen und Lebenschancen sind nicht zugeschrieben durch Kriterien, die in der Regel schon bei der Geburt feststehen, sondern – zumindest prinzipiell – erwerbbar. Notwendigerweise entspricht dem auf der *kulturellen* Seite das *Leistungs- und Konkurrenzprinzip* als Grundlage funktionaler Selektion für soziale Positionen.

Die Mobilität ist sowohl geographisch wie sozial, und häufig ist geographische Mobilität Voraussetzung der sozialen. Mobilität vollzieht leichter, wer unabhängig von sozialen Bindungen verpflichtender Art ist oder diese leicht aufgeben kann. Geographische und soziale Mobilität fördern Individualisierung und Vereinzelung: Ebenso wie Mobilität als struktureller Faktor der Stabilität von kollektiven Lebensformen abträglich ist, ist dies auch ihr kulturelles Pendant, die Leistungs- und Konkurrenzideologie, insbesondere wenn sie die Lebenswelt von Primärgruppen «kolonisiert» (Habermas, 1981).

«Gesellschaft», das Leben in der Moderne, ermangelt eines zentralen und stabilen Pols, denn komplex strukturierte soziale Systeme implizieren *Mehrfach-* und damit *partielle Mitgliedschaften* in verschiedenen und wechselnden Teilstrukturen. Auch Ehe, Familie und Beruf (als ehemals stabile «Zentren») sind dieser Tendenz unterworfen. Verbunden damit ist gleichzeitig auch eine jeweils bloss partielle soziale Integration und Kontrolle sowie partielle Einbindung in die jeweiligen entsprechenden Kulturbereiche, also eine Wert- und Normpartialisierung;

mit anderen Worten: die gleichzeitige Konfrontation mit unterschiedlichen, wechselnden und immer nur für Teile der sozialen Existenz geltenden Wert- und Normsystemen. Das hat individuell variierende Kombinationen rollengebundener Ich-Identitäten zur Folge und impliziert nicht nur die *Möglichkeit*, sondern auch den *Zwang* zur *Selbstdeutung*. Dies ist eine weitere wichtige Voraussetzung einer *Kultur des Individualismus*, während sozial definierte Wir-Identitäten in diesem Prozess an Bedeutung verlieren.

Die Chance der Selbstdeutung auf individueller Ebene geht – soziologisch gesehen – konsequent einher mit einer Entindividualisierung im sozietalen Bereich, die unter anderem in der leichten Ersetzbarkeit von Trägern spezialisierter Rollen zum Ausdruck kommt.

Die aufgrund multipler und partieller Mitgliedschaften erhöhte Möglichkeit individualistischer Selbstdeutung fördert notwendigerweise die Destabilisierung sozialer Zusammenhänge als Normproduzenten und -kontrolleure.

«Gesellschaft» ist schliesslich strukturell durch eine breite Mittelschicht und die Existenz des Wohlfahrtsstaates ausgezeichnet, die das Phänomen extremer sozialer Ungleichheit im Wesentlichen auf das Verhältnis der oberen und unteren Randgruppen des Systems der sozialen Schichtung reduzieren. Diesen strukturellen Bedingungen entspricht auf der kulturellen Seite die Idee der Demokratie und der Gleichheit.

Das in den hoch entwickelten Gesellschaften erreichte Wohlstands- und Wohlfahrtsniveau bedeutet für den weitaus überwiegenden Teil der Bevölkerung den Zugang zu einer Vielfalt von Gütern und Dienstleistungen, die marktmässig – oder vom Wohlfahrtsstaat angeboten – zur Verfügung stehen und individuell zugänglich sind. Damit ist ein weiterer bedeutender Faktor genannt, der den schnellen Verlauf des Individualisierungsprozesses erklären hilft: die Gesellschaft hat Strukturen entwickelt, die – da sie «Gemeinschaften» als für die persönliche Lebensführung und -gestaltung entbehrlich gemacht haben – es erlauben, einen individualisierten Lebensstil zu pflegen.

Auch die Gleichheitsideologie als kultureller Faktor ist der Individualisierungstendenz förderlich. «Gleichheit» – als Teil der Kultur von Gesamt-«Gesellschaft» – ist bislang offenbar (vorsichtig gesagt) nicht gerade einfach mit der Struktur von Primär-«Gemeinschaft» zu vereinbaren; anders formuliert: Die gesamtgesellschaftliche Kultur der Gleichheit muss im Primärbereich menschlicher Beziehungen erst noch die ihr angemessene Struktur finden. Je weniger dies der Fall ist, desto grösser sind die Chancen einzelgängerischer Lebensformen, die 2002 von 60% der Schweizerinnen und Schweizer positiv bewertet wurden, während 1986 nur 31% dieser Meinung waren.

In dem Masse, in dem eine Verbesserung des sozietalen Status von Frauen erfolgt, ist zusätzlich ein vermehrtes Aufkommen individualisierter Lebensformen zu erwarten.

Solche Lebensformen werden auch durch die sich ausbreitende Kinderlosigkeit gefördert bzw. finden darin einen Ausdruck. So waren rund 28% der westdeutschen Frauen im Alter zwischen 35 und 40 Jahren 2001 ohne Kinder. Bei Frauen mit Fachhochschul- oder Hochschulabschluss beträgt dieser Anteil in der gleichen Altersgruppe inzwischen 42% und ist damit die am stärksten verbreitete Lebensform dieser Frauen geworden (BIB Mitteilungen 1/2003: 10–12). Zum einen sind Kinder eine langfristig Zeit und Zuwendung bindende Investition (mit unsicherem Ertrag), und diese Zeit fehlt für die Nutzung kurzfristiger Optionen, und zum anderen gibt es keinen sozialen Druck mehr, überhaupt Kinder zu haben.

Wie schnell sich dieser Trend fortsetzt, ist – angesichts der gegebenen ökonomischen Bedingungen und der Probleme, die sich daraus insbesondere für Frauen ergeben – nur schwierig vorauszusagen. Dass wir aber auf dem Wege individualisierter Lebensformen trotz der angedeuteten Barrieren noch fortschreiten werden, erscheint als sehr wahrscheinlich.

Man könnte diesen Versuch, die Bedingungen der Moderne als Determinanten des Individualisierungsprozesses durch das Aufzeigen einer Reihe von interdependent miteinander verbundenen Struktur- und Kulturmerkmalen zu verdeutlichen und theoretisch zu verklammern, ohne Zweifel fortsetzen. Die eher impressionistische Skizze dürfte aber im Rahmen des hier Möglichen genügen, den einleitend formulierten Anspruch, eine systematische makrosoziologische Analyse vorzulegen, nicht aussichtslos erscheinen zu lassen.

Es sei nun noch – wiederum in der gebotenen Kürze – versucht, einen Blick in die Zukunft zu tun und damit abschliessend noch einmal der Leitfrage nachzugehen, ob das Konzept der Normalität in einer individualisierten Gesellschaft sinnvollerweise noch handlungs- und entscheidungsleitend sein kann.

4 Die Zukunft der individualisierten Gesellschaft

Ein wahrscheinliches Szenario der mutmasslichen Entwicklung der diskutierten Struktur- und Kulturcharakteristiken könnte wie folgt aussehen: Mit Bezug auf die strukturellen Merkmale erscheint es sehr wahrscheinlich, dass die Geschwindigkeit des Wandels eher noch zunehmen wird; dass die Komplexität weiter wachsen wird, Mobilität ein zentraler Faktor bleibt und insbesondere für Frauen noch an Relevanz gewinnen wird; multiple und partielle Integration werden kaum abnehmen und wiederum Frauen stärker erfassen; die Expansion der Mittelschichten hat möglicherweise ihren Zenit überschritten und das Gleiche gilt ohne Zweifel auch für den Wohlfahrtsstaat.

Aus der skizzierten strukturellen Entwicklung folgt für die kulturellen Dimensionen: Pluralismus sowie Wert- und Normpartialisierung werden weiter an Bedeutung gewinnen und individualistische Selbstdeutungen sich weiter

ausbreiten; die Leistungsideologie hat sicher ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Sie wird also – und konsequenterweise individualisiert – auch weiter in Bereiche vordringen, in denen sie in ihrer gegenwärtigen ökonomistischen Fassung eher dysfunktional ist.

Da der Wohlfahrtsstaat seine Grenzen erreicht hat, ergibt sich *einerseits* ein Zwang zu «gemeinschaftlichen» und *andererseits* – wiederum konsequenterweise – zu individualisierten Formen der Bewältigung bestimmter Existenzprobleme. Und dies geniesst ja ohne Zweifel eine gewisse ideologische Konjunktur. Schliesslich könnte die Ausbreitung des Wertes Gleichheit gebremst werden. Die Rede von der Zweiklassenmedizin ist ja sicher nicht völlig grundlos.

Dass sich hinsichtlich des skizzierten Szenarios nationale, regionale und sozialstrukturelle Unterschiede ausmachen lassen, kann hier nur noch erwähnt, nicht aber näher ausgeführt werden.[1]

Es soll jedoch nicht übersehen werden, dass der Trend zu mehr «Gesellschaft» nicht gänzlich hindernisfrei abläuft. Gegenbewegungen auf verschiedenen sozietalen Ebenen und mit oft schnell wechselnden Themen, Allianzen und Akteuren treten auf. Sie sind die Konsequenz einer Reihe von Entwicklungen wie vermeintlicher oder tatsächlicher Bedrohungen, unerwünschter Nebenwirkungen, Fehlschlägen von «Modernisierung» – insbesondere im globalen Rahmen – und sicher auch Saturations- und Nostalgieeffekten; ganz allgemein, einer Vielfalt von Unsicherheiten, Widersprüchen und Spannungen, die «Gesellschaft» produziert hat und weiterhin produzieren wird.

Man müsste allerdings vor jeglicher Empirie die Augen schliessen, wollte man behaupten, der skizzierte sozio-kulturelle Wandel, der in seiner Geschwindigkeit und seinem Ausmass ohne historische Präzedenz ist, sei zum gegenwärtigen Zeitpunkt wirklich ernsthaft in Frage gestellt oder gar schon umgekehrt worden, auch wenn die mit dem Wandel verbundene Idee des «Fortschritts» ohne Zweifel einiges von Ihrer Faszination eingebüsst hat. Dies gilt allerdings nicht für jenen Teil des «Fortschritts», der «Individualisierung» heisst, denn schliesslich hat die Gesellschaft das Individuum zu ihrer Grundeinheit gemacht (ein wahrscheinlich historisch einmaliger Vorgang), und das Individuum ist wiederum die Voraussetzung für die weitere Entwicklung von «Gesellschaft».

Weil im Zuge des Individualisierungsprozesses institutionelle Restriktionen reduziert wurden, ist die Formel der «anarchistischen Erkenntnistheorie» Paul Feyerabends (1976): «anything goes», vielleicht weiter anwendbar, als ihr Autor vermutete.

---

1 Solche Unterschiede bestehen sicher zwischen weniger und höher entwickelten Ländern und Regionen, zwischen religiösen und nicht-religiösen Bevölkerungen, zwischen Stadt und Land, zwischen sozialen Schichten, Lebenslagen, Sozialmilieus usw. Es erscheint aber wahrscheinlich, dass mit dem oben Gesagten zumindest der kurz- und mittelfristig zu erwartende Trend nicht unzutreffend beschrieben ist.

Aus dem skizzierten Paradigma abgeleitete theoretische Erwägungen lassen in einer individualisierten Gesellschaft dauerhafte gesamtgesellschaftliche Anomie erwarten; wie das Wort nahe legt, ein Zustand der Gesellschaft – der selbstverständlich nicht in allen ihrer Teilsysteme in gleicher Weise gegeben sein muss –, in dem soziale Normen, und speziell *allgemein* verbindliche Normen, unsicher werden und an Dominanz verlieren, womit dann auch das Konzept «Normalität» fragwürdig wird.

«Ich bin tausend Ich» heisst der Titel eines jüngst erschienenen psychiatrischen Readers (Ertl, Keintzel und Wagner, 2002). Vielleicht ist darunter sogar ein «normales»; aber wie soll man es beschreiben und finden, wenn es genau an dem fehlt, womit «Normalität» sich bestimmen liesse.

Damit führt die zunächst rhetorisch erscheinende Titelfrage zu dem sehr ernsthaften realen Problem, nämlich, wie letztlich eine Gesellschaft – und darin auch die Psychiatrie – möglich sein soll, in der jeder und jede für sich «normal» ist, weil dies sich nur noch an der eigenen Individualität – der jeweils eigenen «Individualnorm» – bemisst.

Der Verzicht auf institutionelle Entlastung, auf das, was soziale Normen leisten, bietet einerseits zwar die Möglichkeit, ein weniger eingeschränktes und geregeltes Leben zu führen; der Zwang zur Selbstgestaltung der eigenen Existenz, das Leben mit Versuch und Irrtum birgt aber andererseits auch ein hohes Risiko des Scheiterns.

Das Individuum erlebt sich als extrem fragil, ist hin- und hergerissen zwischen permanenter Überforderung und der (Angst vor der) eigenen Überflüssigkeit. Die Suche des ungesellig geselligen Wesens Mensch nach Gemeinsamkeit und Gemeinschaft, nach Orientierung, nach Identität, nach Anerkennung, nach Entlastung vom Druck permanenter Selbst- und Situationsdefinitionen muss aber keineswegs in die Psychiatrie führen.

Ausdruck der Suche ist nicht zuletzt das Wachstum einer Erlebnisindustrie: «So wird» – wie der Psychiater Daniel Hell sagt – «nicht nur im Kino und Fernsehen Spannung gesucht, sondern immer häufiger auch das eigene Leben als Selbstexperiment inszeniert. Wer hätte sich früher vorstellen können, dass sich Menschen freiwillig an einem Seil 100 Meter in die Tiefe stürzen, in Kanus Wildbäche hinunterpreschen, Hausmauern erklettern oder sich durch Ladendiebstähle einen ‹Kick› holen?» Ich füge hinzu: die Nächte im Hochgebirge in Iglus verbringen, drei Tage im Wald «Selbstversorgung» versuchen, gewagte Trecks und Wildnisexpeditionen unternehmen und vieles mehr.

«A la recherche de la communauté perdue», «auf der Suche nach der verlorenen Gemeinschaft» – die in solchen Aktivitäten ja nur kurzzeitig simuliert wird –, könnte man Marcel Proust paraphrasieren.

Von Manipulationen am eigenen Körper über gewagte Auftritte in der Öffentlichkeit bis zum Gebrauch stimulierender Drogen wird alles Mögliche

eingesetzt, um sich besser zu spüren. So noch einmal Hell: «Der Erlebnishunger ist nicht nur Symptom einer Gesellschaft, für die Wohlbefinden, ja Spass das höchst Gut ist. Er ist auch als Gegenreaktion ... zu verstehen» ... Als «der verzweifelte Versuch vieler Menschen, sich vermehrt leib-seelisch zu spüren. Statt wie eine Maschine zu funktionieren, möchten sie in Thrill oder Meditation sich selber [und Gemeinschaft, HN] erfahren» (Hell 2002).

Das gleiche Phänomen findet sich auch in der Wirtschaft. Unzählige Angebote (institutionalisierte Beratung und Betreuung, Kompetenzkurse, Coaching, aber auch individuelles Selbstmanagement – Seminare, Ratgeber, Newsletters) behaupten einen umfassenden Bedarf danach und beanspruchen zugleich über Wissen und Techniken zu verfügen, die individuelle Entscheidungsunsicherheit reduzieren und die Selbstführung optimieren können.

Die Selbstmodulation nach Massgabe der individuellen Optimierung passt sich ein in eine veränderte politische Rhetorik von Fitness, Flexibilität und Verantwortung, Autonomie, Erfüllung und Wahl. Diese Semantik des *survival of the fittest and the healthiest,* eines freien (selbst)bewusst verantwortlich wählenden Subjektes zeugt dabei nicht vom Verschwinden des Politischen oder des Staates. Im Gegenteil: Es ist Teil einer Veränderung, welche die «Ökonomisierung des Sozialen» vorantreibt.

Der Imperativ lautet, sich eigeninitiativ als «Unternehmer seiner selbst» umfassend selbst zu führen. Der «Triumph» des individuellen Willens verbindet sich mit der politischen Rationalität der Gegenwart. Das Paradox der Selbstführung, das schon Weber vorzeichnete, ist: Jedes Mehr an Autonomie ist mit einem Mehr an (selbstproduzierter) Heteronomie verbunden (vgl. Schweizerische Gesellschaft für Soziologie, Bulletin Nr. 118, 2003: 35/36).

Das alles ist inzwischen unübersehbar und findet einen Ausdruck schliesslich auch im stetigen Wachstum einer neuen Psycho-Dienstleistungsindutrie. Die Existenz dieser Industrie ist vor allen Dingen dadurch gesichert, dass das blosse Kurieren von Symptomen die «Krankheit» – und deshalb auch die Nachfrage nach den entsprechenden Dienstleistungen – unverändert fortbestehen lässt, und die «Krankheit» oft eher verstärkt als erfolgreich therapiert. Kollektive Probleme können allerdings nicht individuell, sondern nur kollektiv gelöst werden. Doch solche Lösungen geniessen momentan keine Konjunktur.

Die Brücke zwischen Individuen und letztlich wohl doch überlebenswichtigen Institutionen muss aber neu gebaut werden. Wenn es zudem richtig ist, dass die «alten Traditionsbestände ... keine neuen Gemeinschaften und Gemeinsamkeiten mehr formieren (können)» (Soeffner, 1997), dann wird damit eine Antwort auf die über unser Thema hinausgehende Hobbes'sche Frage erneut dringlich, wie gesellschaftliche Ordnung – unter den Bedingungen der Moderne – möglich ist.

5 Literaturverzeichnis

Beck, Ulrich, (1983), Jenseits von Klasse und Stand? Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt*, Sonderband 2, 35–74.

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (2003), *BiB-Mitteilungen*, 2003, 1, 11–12.

Buchmann, Marlis und Ruth Gurny (1984), Wenn Subjektivität zu Subjektivismus wird, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36, 773–782.

Dumont, Louis (1983), *Essais sur l'individualisme*, Paris: Seuil.

Durkheim, Emile ([1893] 1902), *De la division du travail social*, Paris: Félix Alcan.

Eberlein, Gerald und Hans-Joachim v. Kondratowitz, Hrsg. (1977), *Psychologie statt Soziologie? Zur Reduzierbarkeit sozialer Strukturen auf Verhalten,* Frankfurt und New York: Campus.

Ebsen, Karin und Edith Eymann (1985), *Das Problem des Narzissmus in der Sicht verschiedener tiefenpsychologischer Schulen*, Erlangen: Bungsche.

Elias, Norbert (1987), *Die Gesellschaft der Individuen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Ertl, Michael, Brigitta Keintzel und Rudolf P. Wagner, Hrsg. (2002), *Ich bin tausend Ich. Probleme, Zugänge und Konzepte der Therapie von Psychosen*, Wien: Facultas.

Esser, Hartmut (1987), Über einige – gute – Gründe für eine (bestimmte) mikrosoziologische Revolution in der Theorie, in: Jürgen Friedrichs, Hrsg., *Technik und sozialer Wandel*, Westdeutscher Verlag: Opladen, 338–342.

Feyerabend, Paul (1976), *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Giddens, Anthony (1984), *Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung*, Frankfurt a. M.: Campus.

Habermas, Jürgen (1981), *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Heine, Wolfgang (1983), *Methodologischer Individualismus. Zur geschichtsphilosophischen Begründung eines sozialwissenschaftlichen Konzeptes: C. Menger, J.A. Schumpeter, M. Weber, F.A. v. Hayek, K.R. Popper*, Würzburg: Königshausen & Neumann.

Heitmeyer, Wilhelm et al. (1997), *Verlockender Fundamentalismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hell, Daniel (2002), Die Seele ist tot. Es lebe das Seelische! Zum Ort der Psyche im naturwissenschaftlich beherrschten Menschenbild, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 30.12.2002, 8.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1984), Gesamtgesellschaftliche Aspekte der Entwicklung von Ehe, Familie und Fertilität, in: H.-J. Hoffmann-Nowotny et al., *Planspiel Familie: Familie, Kinderwunsch und Familienplanung in der Schweiz*, Diessenhofen: Rüegger, 17–76.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1987), The Future of the Family, in: IUSSP/EAPS/FINNCO (Hrsg.), *Plenaries of the European Population Conference 1987* (Central Statistical Office of Finland), Helsinki, 113–200.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1988), Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, B 13/88, 25.3.1988, 3–13.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1980), Auf dem Wege zur autistischen Gesellschaft? in: Sabine Rupp, Karl Schwarz, Max Wingen (Hrsg.), *Eheschliessung und Familienbildung heute*, Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft, Selbstverlag, Wiesbaden, 161–185.

Hummel, Hans J. und Karl-Dieter Opp (1971), *Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie. Eine These, ihr Test und ihre theoretische Bedeutung*, Braunschweig: Vieweg u. Sohn.

Keller, Berndt (1983), Individualistische Sozialwissenschaft. Zur Relevanz einer Theoriediskussion, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 35,1, 59–82.

Kippele, Flavia (1998), *Was heisst Individualisierung? Die Antworten soziologischer Klassiker*, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kohli, Martin (Hrsg.) (1978), *Soziologie des Lebenslaufs*, Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.

Kohli, Martin (1986), Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne, in: Johannes Berger, Hrsg., *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, Soziale Welt, Sonderband 4, 183–208.

König, René (Hrsg.)(1958), *Soziologie*, Frankfurt a.M.: Fischer.

Lasch, Christopher (1982), *Das Zeitalter des Narzissmus*, München: Bertelsmann.

Mayntz, Renate und Brigitta Nedelmann (1987), Eigendynamische soziale Prozesse, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 39, 648–668.

Nunner-Winkler, Gertrud (1997), Zurück zu Durkheim? Geteilte Werte als Basis gesellschaftlichen Zusammenhalts, in: Wilhelm Heitmeyer, *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft*, Frankfurt: Suhrkamp, 360–402.

Ortega y Gasset, José ([1930]1956), *Der Aufstand der Massen*, Hamburg: Rowohlt.

Psychoanalytisches Seminar Zürich, Hrsg. (1981), *Die neuen Narzissmustheorien: zurück ins Paradies?*, Frankfurt a.M.: Syndikat.

Rock, Paul (1979), *The Making of Symbolic Interactionism*, Totowa NJ: Rowman & Littlefield.

Schäfers, 2003: *Grundbegriffe der Soziologie*, Opladen: Leske + Budrich.

Schäffle, Albert (1896), *Bau und Leben des sozialen Körpers*, Tübingen: Laupp'sche Buchhandlung.

Scharfetter, Christian (2002), *Allgemeine Psychopathologie. Eine Einführung*, Stuttgart: Georg Thieme.

Schmid, Josef (1982), The Familiy Today: Sociological Highlights on an Embatteled Institution, in: *European Demographic Information Bulletin*, Nr. 2, 49–72.

Schweizerische Gesellschaft für Soziologie und Schweizerische Vereinigung für Politische Wissenschaft Hrsg. (2003), *Bulletin* 118, 35–36.

Soeffner, H.-G. (1997), «Auf dem Rücken eines Tigers». Über Hoffnungen, Kollektivrituale als Ordnungsmächte in interkulturellen Gesellschaften kultivieren zu können, in: Wilhelm Heitmeyer, Hrsg., *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgemeinschaft,* Bd. 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 334–359.

Tönnies, Ferdinand, ([1887] 1979), *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Weber, Max ([1905] 1981), Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Max Weber, *Die protestantische Ethik I.* Eine Aufsatzsammlung hrsg. von Johannes Winckelmann, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Weingarten, Elmar; Fritz Sack und Jim Schenkein (1976), *Ethnomethodologie – Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.